

1 Hineingeboren und herausgeholt

Atmen. Mit den Karten, die an dich ausgeteilt wurden, kannst du leben.

Atmen. Bloß weil dich ein paar Leute im Stich gelassen haben, heißt das noch nicht, dass alles vorbei wäre. Es wird auf deinem ganzen Weg immer Menschen geben, die dich lieben und unterstützen.

Atmen. Ich weiß, dass dir in deiner Situation, wenn du nicht weißt, wohin das alles führen soll, deine Last zu schwer zu tragen erscheint. Und das ist auch in Ordnung so. Aber denk dran, du wirst auf deinem Weg so vielem Guten begegnen, wenn du nur nicht aufgibst.

Atmen. Geh deinen Weg weiter.

Gleich von Anfang an hatte ich in meinem Leben steile Berge zu bewältigen. Schon als ich im Mutterleib heranwuchs, nahm ich Drogen und Alkohol zu mir; ich war eines der vielen »Crack-Babys«, wie sie damals in den Medien genannt wurden. Ich wurde in eine gewaltige namenlose soziale Epidemie hineingeboren, die über die Nation hinwegrollte und es auch heute noch tut. Sucht und Trauma wirken sich nicht nur auf diejenigen aus, die direkt darunter leiden, sondern auch auf die unzähligen Personen, die privat und beruflich mit den Folgen zu tun haben.

Ich war erst wenige Momente alt, als ich schon in aller Eile in die Entzugsklinik gebracht wurde, wegen der ganzen Sucht erregenden Substanzen, die ich unfreiwillig zu mir genommen hatte. Und nur wenige Tage nach dem Beginn meiner Reise auf dieser Erde überlebte ich dann auch noch eine doppelte Hernien-Operation. Ich bin also nicht nur in den Rocky Mountains geboren, wo ich buchstäblich die Berge vor mir hatte, sondern es lagen

auch im metaphorischen Sinne Berge vor mir, die von Anfang an groß und bedrohlich wirkten.

Aber bevor wir anfangen, durch das Unterholz meiner holprigen Anfänge zu wandern, würde ich gern erst einmal mit einer tatsächlichen Erinnerung an die Berge meiner Kindheit beginnen, an ein Ereignis, das lange nach diesen schrecklichen ersten Jahren stattfand und voller Glück und Liebe war. Ich war vielleicht sieben oder acht Jahre alt, als Glenn, der Mann, den ich später meinen Vater nennen durfte, mit einer meiner Schwestern und mir eine Wanderung auf den Berg Old Baldy unternahm, in der Nähe des Rinderzüchter-Dorfs Twin Bridges in Montana. Der Berg war etwa 3000 Meter hoch, was in meiner kindlichen Vorstellung hoch genug war, um nach der Sonne greifen zu können. Der Tag war erfüllt von Spaß, Aufregung und einer ganzen Palette neuer Düfte und Eindrücke: den Farben der Bäume und der in der Ferne erkennbaren Berge, dem Geruch frischen Laubs und aufgeblühter Knospen. Aber selbst hier, wie so oft in meinem Leben, lauerten unsichtbare Gefahren.

Wir lachten viel auf dem Weg nach oben und hatten vielleicht die Hälfte der Strecke geschafft, als wir durch eine unverhoffte Begegnung überrascht wurden: Hinter einem unscheinbaren Baum tauchte ein Grizzlybär auf. Der Anblick war so furchteinflößend wie aufregend, und Glenn, der solchen Gefahren schon begegnet war, handelte sofort. Er wusste, was zu tun war, damit wir diese Situation überstehen und unseren Weg fortsetzen konnten. Während wir wie gelähmt vor Furcht waren, verunsichert und überfordert, wandte er sich selbstbewusst dem drohenden Grizzly zu und begann einen Lärm wie auf einer Silvesterfeier zu machen, womit er den Bären verscheuchte.

Auf diesen Zusammenstoß mit einer unerwarteten Gefahr (sowie auf Glenns mutiges, beschützendes, väterliches Handeln) folgten zur Belohnung noch viele freudige, erinnerungswürdige und einprägsame Erlebnisse. Wir stiegen weiter bergauf. Auf den Schrecken

des Grizzlybären folgten zunächst eine duftende und wunderschöne Wiese mit Wildblumen und dann eine Premiere für mich: das Hochgefühl, den Gipfel eines Berges erreicht zu haben. Der Ausblick dort oben war majestätisch. Ich fühlte mich überschwänglich und zugehörig. Der Berg war nichts Unerreichbares mehr. Die gefährlichen Grizzlybären waren zwar auch weiterhin real und vorhanden, aber sie waren jetzt keine sicheren Vorboten der Vernichtung mehr, sondern einfach nur ein Bestandteil der Welt, in der ich mich gerade befand. Ich konnte sie jetzt im richtigen Verhältnis sehen – zwar groß im Moment, aber doch klein im Verhältnis zu unserer gesamten Reise, nur ein Moment im Verlauf des Weges.

Oben auf dem Old Baldy fanden wir einen Haufen Steine, auf den wir uns setzen und ausruhen konnten. Wir freuten uns über die Entdeckung eines Glasgefäßes, das irgendwo zwischen den Steinen liegen geblieben war. Wir holten das Glas aus seinem Versteck und schrieben unsere Namen auf Zettel, die wir in das Glas legten, bevor wir es wieder zwischen den Steinen versteckten. Es war zwar immer noch dasselbe Glas, aber jetzt war es mit unserer persönlichen Marke versehen. Mag sein, dass es immer noch dort oben liegt, als Andenken an unsere Zeit auf dem Gipfel des Berges, mag auch sein, dass unsere Namen inzwischen verblichen sind, aber wir sind dort gewesen. Wir haben es geschafft und zogen dann weiter.

Jetzt aber wieder zurück zu den metaphorischen Bergen meiner ersten Jahre. Als einziger Junge mit vier älteren Schwestern sollte mir später klar werden, dass ich in einen der schlimmsten bekannten Fälle von Kindesmissbrauch und Vernachlässigung der frühen 1990er-Jahre in Montana hineingeboren worden war. Abgesehen vom Trauma durch diesen Missbrauch hatte auch der Umstand, dass ich unter dem Einfluss von Drogen und Alkohol auf die Welt gekommen war, für den Rest meines Daseins bleibende Auswirkungen auf jeden Aspekt meines (Er-)Lebens.

Meine frühesten Erinnerungen an meine leibliche Mutter, Berna, sind verschwommen und undurchsichtig – ähnlich wie es die Rauchringe waren, von denen sie ständig umgeben war. Ich weiß noch, wie ich gebannt war von einem orangefarbenen Glühen, das rhythmisch immer wieder an Intensität und Helligkeit zu- und wieder abnahm. Sie atmete ein und die Spitze des Stäbchens in ihrem Mund wurde heller. Sie atmete aus und die Intensität nahm wieder ab. An, aus. An, aus. Sie lag im Bett und Rauch waberte nach oben. Ihre Zigaretten sind meine früheste Erinnerung, zusammen mit einem inneren Gefühl von Neugier und Nebel.

Gillette (Wyoming), 3. März 1991: Wie in den 90er-Jahren üblich, war der März von einer typischen, frischen, beinahe brennenden Art von Winterkälte erfüllt. Es lag Schnee, und die Stadt Gillette verharrte in ihrem ruhigen Betriebszustand. Schnee ist in diesem Teil der Rocky Mountains fast das ganze Jahr hindurch präsent. Ich frage mich, wie sich meine biologische Mutter, Berna, wohl am Tag meiner Geburt gefühlt haben mag, als sie nun noch ein weiteres Kind bekam, ihr inzwischen fünftes. Der Großteil meiner frühen Erinnerungen an sie hat zwar mit Vernachlässigung zu tun, aber bei einigen Gelegenheiten zeigte sie doch auch Fürsorge, auf ihre Berna-typische Art.

So wurde mir von einem verschneiten Tag berichtet, an dem sie mich in den vorderen Korb eines Schneemobils packte und mit mir durch die Berge fuhr. Und an einem anderen Tag spielten meine Schwestern und ich draußen, und ich stürzte kopfüber von einem Geländer in eine Schneewehe. Meine Schwester April schrie nach Berna, und als sie herausgerannt kam, bot sich ihr ein komischer Anblick: nichts als Beine, die aus dem Schnee herausragten und wild herumzappelten. Sie verlor keine Zeit, mich aus der Schneewehe zu ziehen. Wir lachten alle miteinander.

Mutterinstinkte waren also in rudimentärer Form vorhanden, daher lasse ich ihr auch ein wenig Gnade widerfahren. Wäre sie selbst unter anderen Bedingungen aufgewachsen, hätte sie vielleicht

sogar eine fürsorgliche, liebende Mutter werden können. Aber so war sie nicht, und so verläuft auch meine Geschichte nicht. Es lohnt sich nicht einmal, es sich so zu wünschen, denn nur das Heute und nicht die Vergangenheit existiert.

Wir zogen ganz schön viel herum in diesem ersten Jahr meines Lebens, teilweise wohl aufgrund von Bernas Unstetigkeit, vielleicht aber auch, wie ich mir vorstelle, getrieben von Verzweiflung. Auch wenn dieser Teil des Landes zu jener Zeit eine Dürre erlebte, kommt es mir eher so vor, als ob Berna ertrank, in einer Flut vergessener Städte und Orte, einem Wirbel von männlichen Gestalten, einer Vielzahl von Jobs und ausgiebigem Schmarotzertum.

Wir landeten in Sheridan in Montana, einer ruhigen kleinen Stadt mit etwa 1000 Einwohnern. Sie liegt eingebettet zwischen den majestätischen Bergen der Rocky Mountains im südwestlichen Montana, in einem wunderschönen Tal namens Ruby Valley. Der Anblick ist sehenswert. Er weist zwar nicht den rubinroten Glanz auf, den der Name vermuten lässt, aber doch eine Art goldenen Schimmer, aufgrund der endlosen Felder und des Heus, die dort fast das ganze Jahr zu sehen sind. Während das Land trocken und staubig ist, waren die Menschen, die mich umgaben, in meiner Erinnerung eher feucht, teils vom Alkohol, teils vom Schweiß sexueller Begegnungen.

Das Ruby Valley war erfüllt von endloser Langeweile und dem überwältigenden Anblick seiner ausgedehnten landwirtschaftlichen Flächen, mit Weizen, Mais, Kartoffeln und Vieh. Mit diesem Anblick kontrastierten der allgegenwärtige Geruch nach Mist und, was meine Mutter betrifft, die endlosen Vorräte an Drogen und Alkohol.

Unser kleines Haus lag gleich am Anfang des Ortes, direkt an der Hauptstraße. In meinem kindlichen Empfinden war das Haus trotz der abblätternden Farbe riesig und prächtig. Es gab einen vernünftig großen Garten mit Bäumen und Büschen, und am Rand des Grundstücks floss sogar ein Bach. Gerade das wild

wachsende Unkraut und Strauchwerk hatte es uns Kindern ange-tan. Wie mir erzählt wurde, haben wir auch viel unbeaufsichtigt in dem Bach gespielt. Anders als die Kinder heutiger Helikopter-Eltern waren meine Schwestern und ich weitgehend uns selbst überlassen, wenn auch nicht unbedingt aus Vertrauen. Man ging einfach davon aus, dass wir schon nicht ertrinken würden.

Das Haus war dunkel, mit dunklen Holzpaneelen und Möbeln und stets zugezogenen Vorhängen. Ich vermute, diese Vorhänge waren einmal weiß gewesen, aber durch den endlosen Zigaretten-rauch hatte der Stoff eine stumpfe uringelbe Farbe angenommen. Der krebserregende Dunst war so dick, dass selbst die Farbe an den Wänden angefangen hatte, diesen scheußlichen Farbton anzunehmen.

Der Eingang führte ins Wohnzimmer, das mit einer Ofenheizung ausgestattet war. Das Mobiliar bestand aus alten, übernommenen Stücken, einem Mischmasch aus braunen Polstern und ver-gessenswerten Drucken. Die Küche war in einen kleinen Raum an der Vorderseite des Hauses gezwängt, der vom Wohnzimmer abging. Die Küchenschränke waren für gewöhnlich leer, und der Kühlschrank enthielt für gewöhnlich nur etwas Vergammeltes. Die meiste Zeit ging ein fauliger Geruch von ihm aus, der uns stets daran erinnerte, dass wir dort lieber nichts Essbares erwar-ten sollten. Gelegentlich gab's einfache Puten-Sandwiches; andere Male gab es nichts. An manchen Tagen teilten sich meine Schwes-tern und ich ein einziges, ungekochtes Päckchen japanische Ramen-Nudeln.

Unsere Wohnung war dreckig und unordentlich, Müll und Kla-motten lagen überall herum – ein Tornado hätte die Situation vermutlich eher verbessert als verschlechtert. Wir hatten selbst kein Haustier, aber die Hunde der Nachbarn kamen in unser Haus, um zu kacken, und die Hinterlassenschaften versteinerten mit der Zeit.

Ich habe nicht die Absicht, Berna als Verbrecherin oder Monster zu präsentieren. Sie war ein Mensch wie jeder von uns. Wäre sie in andere Verhältnisse hineingeboren worden oder hätte sie andere Entscheidungen getroffen, hätte das Leben für uns alle anders aussehen können.

Berna war eine körperlich schöne Frau mit überwältigendem Lächeln und starker Persönlichkeit. Sie war sympathisch, gewann schnell Freunde, und man kam gut mit ihr aus, wenn sie gerade bei guter mentaler Gesundheit war. Sie war talentiert und künstlerisch veranlagt. Hätte sie nicht zu Drogen gegriffen, als Bewältigungsmechanismus – als Fluchtweg vor ihrem misshandelnden Vater und ihrer eigenen traumatisierten Jugend –, hätte sie ohne Weiteres sogar eine gute Mutter sein können. Aber sie schaffte es nicht, aus dem Kreislauf des Missbrauchs auszubrechen.

Sie war etwa einen Meter siebzig groß und leicht übergewichtig, auf eine Art, die ihre weiblichen Formen betonte. Ihr Haar war kastanienbraun und lang; wellig, wenn es trocken und gekämmt war, lockig, wenn feucht. Sie war immer in den erstickenden Geruch von Rauch eingehüllt, und ihre aufgesprungenen Lippen wurden von einer endlosen Parade von Zigaretten geschmückt.

Meine Schwestern sind alle älter als ich. April, die älteste, war etwa sechs, als ich geboren wurde, sie hatte schmutzig-blondes Haar und eine reservierte, fürsorgliche Art. Sammi war fünf, mit dunkelbraunem Haar und unkontrollierbarer Energie. Die ruhige, unschuldige Megan war drei oder vier und hatte kastanienbraunes Haar wie Berna. Die fast zweijährige kleine Sonia interessierte sich immer für irgendetwas und hatte dunkles rostrotes Haar. Und dann kam noch ich ins Bild, wie ein nachträglicher Einfall, der kleine Bruce, der fast immer ein Nickerchen auf dem Boden machte. Mit fast einem Jahr erholte ich mich sogar von einer Operation auf dem Boden liegend, eingewickelt in eine Decke. Mir wurde erzählt, dass ich auch zum Mittagsschlaf oft auf dem Boden liegen gelassen wurde, selbst als ich die Windpocken hatte! Nur ein kleines Beispiel aus einem größeren Muster.

April, selbst noch ein kleines Kind, war die Einzige, die sich wirklich um uns kümmerte. Meine Schwestern wussten nicht viel, nur dass wir sehr arm waren, und zwei von ihnen lernten, in unserem Lebensmittelladen Brot und andere Nahrungsmittel zu stehlen. Wir aßen, was wir konnten und wenn wir konnten. Unterernährung war die Folge.

Berna war nicht in der Lage, adäquat für sich selbst zu sorgen, geschweige denn für ein Kind. Aber sie war schon mit Mitte zwanzig alleinerziehende Mutter von gleich fünf kleinen Kindern, alle von verschiedenen Vätern, die sämtlich von der Bildfläche verschwunden waren. Da sie keine Mittel und Wege kannte, um mit ihrer Situation fertig zu werden, wurde Berna zur zornigen Frau, die Zuflucht zu Sex, Drogen und Alkohol nahm, um Missbrauch und Trauma ihrer eigenen Jugend zu bewältigen. Der Kreislauf begann sich zu wiederholen.

Oft unternahm Berna unangekündigt lange Roadtrips mit ihren Freunden oder machte sich mit einem Freund davon oder auch mit völlig Fremden. Sie ließ uns dann für Tage, Wochen oder gar Monate bei unseren Großeltern zurück. Einmal wurden wir fast ein ganzes Jahr zurückgelassen.

Wir nannten das Zuhause von Bernas Eltern – unseren Großeltern – scherzhaft die Pepto-Bude, aufgrund der schreiend bunten Farbe. Ein Wohnwagen unter Wohnwagen! Seinem schaurig-fröhlichen Äußeren zum Trotz war das Innere mit noch dunkleren, beengenderen Paneelen ausgestattet als das Haus in Sheridan. Zu der Zeit, als Berna uns für längere Perioden bei ihnen unterbrachte, hatte mein Großvater – der Berna seinerzeit missbraucht hatte – bereits einen Schlaganfall erlitten. Das Erlebnis hatte ihn erschüttert und er hatte sein Verhalten geändert, sodass er jetzt nicht auch uns missbrauchte wie damals Berna. Als Folge des Schlaganfalls war er nicht zu verstehen, wenn er sprach. Es gab nur zwei Ausnahmen, bei denen ich sein Gebrabbel verstand. Bei einer davon sagte er zu mir: »Ich liebe dich.« Ich erwiderte, dass auch ich ihn liebte. Wusste ich damals überhaupt, was das heißt?

Meine Großmutter, eine Frau, die sich wild entschlossen an ihre Religion klammerte, sagte diese Worte ebenfalls, ich war allerdings mehr an den unerschöpflichen Vorräten an Eiscreme-Sandwiches interessiert, die in ihrem Kühlschrank lagerten. Die bot sie uns regelmäßig an. Vielleicht habe ich sie damals auch geliebt. Auf jeden Fall liebte ich ihre Eiscreme-Sandwiches!

Wenn Berna uns nicht bei den Großeltern unterbringen konnte, brachte sie uns zu einem ihrer Freunde oder Ex-Freunde. Das war fast nie gut. Einmal, als Berna wieder unterwegs war, hatte ebenfalls einer ihrer »Freunde« eingewilligt, sich um uns zu »kümmern«. Er schloss sich mit einer meiner Schwestern in einem Zimmer ein. Die Situation war grauenhaft. Wir waren verängstigte Kinder, alle unter neun Jahre. Eine meiner Schwestern brachte in ihrer verzweifelten Angst den Mut auf, an der Türklinke zu rütteln, in der Hoffnung, das könnte diesen Mann von seinem Missbrauch abbringen.

Der Missbrauch fand mehrfach statt – an uns allen.

Wenn Berna mal zu Hause war, nahm sie keine Notiz von uns; für gewöhnlich schlief sie den ganzen Tag, weil sie, nicht ohne Grund, übermüdet oder einfach verkatert war nach den Ereignissen der jeweils vorangegangenen Nacht. Somit waren wir die meiste Zeit unbeaufsichtigt. Wir hatten gelernt, sie nicht zu wecken, solange es keinen echten Notfall gab. Denn wenn wir es taten, wurden wir verprügelt.

Wir wurden oft von Nachbarn dabei angetroffen, wie wir nackt im Garten spielten, im Bach oder, ganz schrecklich, im toten Winkel auf der belebten Hauptstraße, die direkt an der Grundstücksgrenze entlang führte. Mehrfach verständigten Fremde die Polizei, wenn sie die nackten Kinder sahen, die da auf der Straße spielten. Wenn Berna etwas davon mitbekam, etwa weil sich Nachbarn beschwerten, die Polizei vorbeikam oder sich einer von uns verletzte, verprügelte sie uns.

Die Schläge waren für uns gewohnte Routine. Für gewöhnlich schlug Berna uns mit ihrem Gürtel oder Stock auf die bloße Haut unserer Beine, Rücken oder Hintern. Wir lernten auch auf der Hut zu sein vor Ohrfeigen oder klassischen Fausthieben, die aus willkürlichen Gründen auf uns einprasselten.

An einem schönen und klaren Frühlingstag spielten wir am Morgen im Garten hinterm Haus. Der Löwenzahn, der unseren Garten eroberte, stand in voller Blüte, ein Meer aus sonnigem Gelb. Sorgfältig suchten wir in dieser Fülle die größten, leuchtendsten, allerschönsten Löwenzahnblumen aus, um daraus einen herrlichen Strauß für unsere Mutter zusammenzustellen. Wir gingen vorsichtig hinein, um sie damit zu überraschen. Unsere kindlichen Absichten waren rein und unschuldig. Wir wollten ihr einfach etwas geben, was wir schön fanden.

Berna warf das Ganze in den Müll, regte sich furchtbar auf und tobte, weil wir sie geweckt hätten, um ihr Unkraut zu bringen. Sie hatte überhaupt nicht verstanden, welche Bedeutung dieser Moment für uns hatte.

So war es immer.

Unser Verhältnis zu Berna ist paradox. Wir hatten große Angst vor ihr und hungerten doch verzweifelt nach ihrer Liebe und Zuneigung. Wir klammerten uns an sie in der Not, und wir duckten uns vor ihr in Furcht, wenn wir damit rechneten, dass ihr Handrücken auf unsere Haut traf, weil wir klagten, dass wir hungrig seien, oder weil sie uns vorwarf, im Weg zu stehen oder Lärm zu machen, der sie störte.

Als meine Schwestern so alt waren, dass sie zur Schule gehen konnten, waren sie dort eher still und blieben für sich, sofern sie es überhaupt schafften hinzugehen. Meine Schwestern hoben sich definitiv von den anderen Kindern ab, allerdings nicht wegen ihrer Leistungen. Sie hatten schmutzige Haare und unreine Haut. Ihre Kleider und Schuhe waren voller Löcher und sie rochen permanent

nach Urin. April betätigte sich als unsere Ersatzmutter. Sie sorgte dafür, dass wir wenigstens überhaupt Kleidung trugen, wechselte unsere Windeln und verhalf uns gelegentlich zu einem Bad.

Schon mit sechs Jahren übernahm April sämtliche elterlichen Aufgaben.

Die Lehrerinnen und Lehrer an der Schule bemerkten praktisch sofort, dass bei uns zu Hause etwas nicht stimmen konnte, und blieben aufmerksam. Nachdem es viel zu viele Berichte über Vorfälle mit Mitschülern gegeben hatte, es sich zeigte, dass wir alle noch nicht sauber waren, und mehrere Essensdiebstähle ans Licht kamen, schrieben die Verantwortlichen der Schule einen Bericht und schalteten eine Sozialarbeiterin ein.

Die physischen Anzeichen waren unmöglich zu übersehen: blaue Flecken überall, ständiges Einnässen, und immerwährender Hunger.

Trotz allem gaben die Verantwortlichen Berna noch eine Chance, sich zu ändern. Sie sollte nüchtern bleiben, arbeiten gehen, unsere Lebensbedingungen verbessern und aufhören, uns zu misshandeln und zu vernachlässigen. Aber sie hatte einfach nicht die Bereitschaft, irgendetwas zu ändern.

Einige behaupten, es sei meine Großmutter gewesen, die den letztlich auslösenden Anruf beim Sozialamt tätigte, was sie allerdings immer bestritt, vielleicht aus Rücksicht auf Bernas Gefühle oder aus Kummer oder Scham oder Realitätsverleugnung. Jedenfalls standen nach diesem Anruf die Polizei und Sozialarbeiter vor der Tür unseres Häuschens in Sheridan.

Das Ganze begann wie ein ganz normaler Tag für uns: Es gab nicht genug zu essen, aber wir teilten uns, was wir hatten. Eine meiner Schwestern, die draußen gespielt hatte, kam hereingerannt und rief: »Die Dame ist da! Die Dame ist da!«

Als Berna die Sozialarbeiterin mit den Polizisten sah, wusste sie, es war vorbei. Sie nahmen sie mit nach draußen, und als sie wieder hereinkam, flossen ihr Tränen übers Gesicht.

Ihre Emotionen waren deutlich ablesbar: Trauer, Leid, Kummer, Verzweiflung. Vielleicht war es unseretwegen. Vielleicht war es ihretwegen. Ich möchte mir gern vorstellen, es war eine Kombination aus beidem. Ich hatte sie noch nie zuvor weinen gesehen, und ich habe es auch danach nie wieder gesehen.

Berna und die Sozialarbeiterin begannen unsere wichtigsten Sachen zusammenzusuchen. Wir sollten mitnehmen, was wir wollten. Ich hatte praktisch keine eigenen Besitztümer, aber ich erinnere mich noch lebhaft, wie ich durchs Haus lief und meine Batman-Pantoffeln suchte. Ich trug sie immer. Sie waren von Bedeutung für mich, weil sie mir gehörten und weil ich nach Batman benannt war. Es war etwas, wozu ich einen Bezug hatte. Ich wusste, dass sich mein Leben jetzt für immer ändern würde. Ich sollte von etwas befreit werden, was ich gar nicht verstand. Ich hatte meine Batman-Pantoffeln immer noch nicht gefunden – meine Verbindung zu allem, was ich kannte. Ich begann in Panik zu geraten. *Ich brauche die!*

Dann wurde ich von der Sozialarbeiterin, Terry, hochgehoben. Ein Polizist schnallte mich in einem Kindersitz an, während Berna nach uns schrie.

Das Ganze ging ganz schnell. In der einen Minute war ich noch zu Hause gewesen, auf der Suche nach meinen Batman-Pantoffeln, in der nächsten saß ich schon ohne sie im Fond eines Autos. Ich kann mich nicht erinnern, ob ich in dem Moment noch einen letzten Blick auf Berna geworfen habe, aber ich erinnere mich genau, wie das Auto aus der Auffahrt hinaus und auf die Hauptstraße fuhr.

In mir breitete sich ein ganz ungewöhnliches Gefühl aus. Ich fühlte mich wie ein Ballon, der voll Luft gepumpt wird. Ich dehnte mich aus, stieg auf. Ich weiß noch, ich fühlte mich kribbelig und als würde ich auf einmal ganz groß werden. Es war, als würde ich immer weiter wachsen, so sehr, dass mein Kopf an die Decke des Autos stoßen würde. Ich denke, es war das Gefühl, endlich sicher

und frei zu sein, das verursachte, dass ich mich größer fühlte, die Möglichkeit einer neuen Zukunft spürte.

Es war immer noch Morgen. Meine Schwestern und ich saßen still auf der Rückbank. Die Sozialarbeiterin, Terry, saß auf dem Vordersitz. Von hinten sah ich ihre feuerroten Haare und ihre dünne Gestalt. Nachdem sie still für sich ein paar tiefe Atemzüge getan hatte, drehte sie sich in ihrem Sitz um und wandte sich an meine Schwestern und mich.

»Das ist heute ein ganz großer Tag für euch, das weiß ich. Ich bin sicher, ihr habt ganz viele Fragen, und ihr sollt wissen: Das ist in Ordnung!« Ihre Stimme war fest, verriet aber eine Spur Nervosität. »Wir bringen euch Kinder auf eine schöne Ranch mit vielen Pferden und Kühen, auf der ihr eine Weile bleiben sollt«, fuhr sie fort.

Nach etwa 30 Minuten Fahrt, gefüllt mit Verwirrung und Schweigen, erreichte das Auto eine schöne, ausgedehnte Ranch mitten im Ruby Valley. Das einstöckige Wohngebäude war von ziegelroter Farbe. Der grenzenlose Blick auf die Bitter Root Mountains war atemberaubend. Der Blick von unserem ausgebleichen Haus an einer belebten Ecke weitete sich hier zu einer prächtigen und grenzenlosen Aussicht, die auch im Big Sky Country von Montana besondere Erwähnung verdiente. Echter Frieden und Ruhe überkamen mich, als eine sanfte Brise durch die Grashalme auf den Feldern wehte.

Eine Frau, Sheila, und ihr Mann, Bob, standen auf ihrer Terrasse und warteten auf unsere Ankunft, als wir den langen Feldweg hinaufführen und vor ihrem Haus zum Stehen kamen. Ihre Arme öffneten sich weit zum Willkommen für uns alle, als wir aus dem Auto kletterten. Ich wusste nicht, was geschah oder warum. Ich wusste nur, dass wir jetzt befreit waren von Bernas zornigen, betrunkenen Wutanfällen. Wir waren befreit von Misshandlung und Unterernährung. Befreit von den unerwünschten sexuellen Berührungen ihrer Lover und Saufkumpane. Wir waren befreit von den brutalen Prügeln und der puren Vernachlässigung. Wir waren frei.

Atmen. Mit den Karten, die an mich ausgeteilt wurden, kann ich leben.

Atmen. Bloß weil mich ein paar Leute im Stich gelassen haben, heißt das noch nicht, dass alles vorbei wäre. Es wird auf meinem ganzen Weg immer Menschen geben, die mich lieben und unterstützen.

Atmen. Ich weiß, dass mir in meiner Situation, wenn ich nicht weiß, wohin das alles führen soll, meine Last zu schwer zu tragen erscheint. Und das ist auch in Ordnung so. Aber mir wird auf meinem Weg so viel Gutes begegnen, wenn ich nur nicht aufgebe.

Atmen. Ich kann und werde meinen Weg weitergehen.